

Bischof Dr. Dr. h.c. Markus Dröge
Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz
Vortrag Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern,
19. April 2016, Ansbach

„‘begabt leben – mutig verändern‘. Chancen für die Kirche in ländlichen Räumen“

Sehr geehrte Frau Präsidentin Dr. Preidel,
hohe Synode,
liebe Schwestern und Brüder!

I. Einleitung

über die Einladung, auf Ihrer Synode zu sprechen, habe ich mich sehr gefreut. Denn ich fühle mich hier bei Ihnen in Bayern ein bisschen zu Hause. Das wird Sie verwundern. Aber ich habe ein sehr schönes Semester in München während meines Studiums verbracht – und dabei meine Frau kennengelernt, die aus Mittelfranken stammt – aus Fürth. Und wir haben hier ganz in der Nähe unsere Hochzeit gefeiert, in Neuhof an der Zenn, nach unserer wunderschönen Trauung in der Kirche von Burgfarrnbach bei Fürth. Und so fand ich auch die fränkische Andacht heute Morgen sehr ansprechend. Vielleicht ist es ja möglich, dass ich die fränkischen Texte der Lieder und des Gebetes für meine Frau mitnehmen kann.

Aber natürlich habe ich mich auch um Ihres Themas willen gefreut. „Kirche in ländlichen Räumen“ ist mein Thema, seit ich Superintendent im flächenmäßig zweitgrößten Kirchenkreis der Rheinischen Kirche, in Koblenz war, mit den strukturschwachen Diaspora-Regionen in der Eifel und im Hunsrück. Wenn es dort schon nicht einfach war, eine zukunftsweisende Konzeption zu entwickeln, so habe ich seit der Übernahme des Bischofsamtes in der EKBO nun noch ganz andere, verstärkte Herausforderungen kennengelernt: Es gilt den Weg für eine Kirche zu finden, in der die quirlig boomende Metropole Berlin, die Brandenburgischen Dörfer und Städte wie Görlitz, Cottbus oder Potsdam in einer fruchtbaren Gemeinschaft zusammenarbeiten sollen und müssen. Die Herausforderungen sind stark – aber wir sind auf einem guten Weg. Und ich freue mich, dass ich diese Erfahrungen nun an Sie weitergeben kann. Ich werde Sie mit einer fremden Welt konfrontieren, als Anregung für Ihre Diskussionen. Sie können dann sehen, was Sie übernehmen können und wollen, und was Sie lieber verhindern wollen, von dem was ich aus der EKBO berichte.

Ihr Thema ist hochaktuell. Es ist gerade eine neue Studie im Rahmen des EKD-Reformprozess erschienen mit dem Titel: „Freiraum und Innovationsdruck. Der Beitrag ländlicher Kirchenentwicklung in ‚peripheren Räumen‘ zur Zukunft der evangelischen Kirche.“ EKD-weit sind 85 Kirchenkreise bzw. De-

kanate für diese Untersuchung angeschrieben worden und gebeten worden, innovative Projekte zu benennen. „In den weiten Flächen der Ost-EKD“, wie es in der Untersuchung so schön heißt, wurde die größte Dichte innovativer Modelle ermittelt. Warum? Die Studie nimmt an, dass dort, wo die alten Muster nicht mehr funktionieren, der Innovationsdruck am höchsten ist. Und umgekehrt, dort wo, ich zitiere: „...klassische Gemeindefarbeit noch recht gut `funktioniert`: Es gibt eine lebendige Jugendarbeit, die Kirchlichkeit in der Bevölkerung ist recht hoch, Kirche ist angesehen – wieso sollte man hier neue Modelle entwickeln und nach Innovationen suchen?“ Ich berichte also aus einer Region mit Innovationsdruck und deshalb auch mit neuen Ideen.

II. Zehn Thesen für die Zukunft der Kirche

„begabt leben – mutig verändern“ – Ich habe Ihnen unsere 10 Thesen austeilen lassen. In der EKBO haben wir einen umfassenden Konsultationsprozess unter der Fragestellung „Welche Kirche morgen?“ durchgeführt, der vor zwei Jahren abgeschlossen worden ist. Wir haben das Ergebnis in Zehn Thesen zusammengefasst. Diese Thesen haben jetzt den Titel „begabt leben – mutig verändern“. Das Motto soll deutlich machen: Das erste ist, auf die Gaben und Ressourcen zu schauen, die wir haben. Wir sind begabt, mit geistlichen Gaben, mit natürlichen Fähigkeiten und mit Ressourcen, um die uns fast alle anderen Kirchen weltweit beneiden. Und das wird auch morgen so sein.

Auf einem großen Kongress, genannt „Werktag“ im Oktober 2014 haben wir diese Thesen mit 1.000 Delegierten aus der gesamten Kirche diskutiert. Und ich habe damals vor den Delegierten ein Gelübde abgelegt. Ich habe gesagt: Ich will, wenn ich über die Reform unserer Kirche rede, nie mehr das Wort „noch“ verwenden: „Wir haben noch soundso viel Geld, soundso viele Personalstellen, noch diese Möglichkeiten.“ Ich will nur einen Buchstaben austauschen: Ich sage statt „noch“ – „doch“: „Wir haben doch so viel personelle Möglichkeiten, doch Ressourcen, doch Ideen und doch auch viel anvertrautes Geld! Lasst uns doch daraus etwas machen.“ Dieses Gelübde kann ich nur empfehlen. Immer wenn mir jetzt das leicht deprimierte „noch“ in den Sinn kommt, denke ich: Achtung – andere Perspektive einnehmen: Wo sind die Möglichkeiten, die Chancen, die Perspektiven?“ – Es geht darum, chancenorientiert zu denken, so haben wir es ja auch schon heute Morgen auf dem Podium gehört.

Mit dieser Grundhaltung will ich Ihnen nun diejenigen Erkenntnisse der 10 Thesen exemplarisch vorstellen, die für unsere ländlichen Räume zukunftsweisend sind und Ihnen dann drei grundlegende Strukturveränderungen benennen, die in der Fläche bei uns notwendig geworden sind.

1. Begabt leben – mutig verändern. Auf die Haltung kommt es an.

Die ersten drei Thesen beschreiben die Grundhaltung, die wir brauchen, um uns auf die Zukunft einzustellen. Ob es gelingt, kirchliches Leben in strukturschwachen Gebieten in Zukunft zu gestalten, ist wesentlich abhängig von gelingender Kooperation über die klassischen Gemeinde- bzw. Dorfgrenzen hinweg. Wie aber wecken wir Freude an der Zusammenarbeit? Sie alle wissen, dass Identitäten und Traditionen gerade in ländlichen Räumen sich über lange Zeiten daran festgemacht haben, dass man eben nicht ist wie das Nachbardorf. Wenn Kooperation jetzt notwendig wird, muss sich der Blick aber weiten. Wer lebt links und rechts von mir, und was können wir gemeinsam besser als allein? Die pfälzische Kirche hat schon vor einigen Jahren per Synodenbeschluss festgelegt, dass jede Gemeinde innerhalb eines bestimmten Zeitraumes darlegen soll, wie sie im Verbund mit fünf anderen Gemeinden die regionale Zusammenarbeit konzipieren will. Wir in der EKBO haben keine solchen Synodalbeschlüsse gefasst. Wir vertrauen bisher auf die Einsicht der Verantwortlichen und auf die Wirkung unseres Konsultationsprozesses, in dem wir uns unseres gemeinsamen Auftrages vergewissert haben.

Wir haben für die ganze EKBO einige Sätze in These 1 entwickelt, die unsere „Mission“, unseren Auftrag, beschreiben. Wenn die gemeinsame „Mission“, der Auftrag, klar ist, dann entsteht auch Motivation zur Zusammenarbeit. Wenn zum Beispiel drei Gemeinden im ländlichen Raum spüren, dass sie die Konfirmandenarbeit nicht mehr alleine pädagogisch sinnvoll gestalten können, dann gilt es, die gemeinsame geistlich-pädagogische „Mission“ zu entdecken, ein pfiffiges Konzept zu entwickeln und die Angst zu überwinden, die Jugendlichen nicht mehr im eigenen Dorf halten zu können, weil ein übergemeindliches Konzept gestaltet wird und wenn gar die Konfirmation in der Kirche des Nachbarortes gefeiert wird. Aber um des Auftrages an den Jugendlichen willen muss man dann solche Konzepte auch gemeinsam durchführen. Gemeinsame Auftragsvergewisserung schafft eine gute Grundhaltung für alle Veränderungsbemühungen.

Die zweite wichtige Grundhaltung ist die Haltung gegenüber der zunehmenden kirchlichen und gesellschaftlichen Vielfalt. Ist es belastend, dass meine potentiellen Partner so anders sind als ich? Ist es belastend, dass in der EKBO eine Gemeinde in Berlin-Charlottenburg so offenbar gar nichts gemeinsam hat mit einer Gemeinde in der Uckermark, die nach EU-Maßstab mit weniger als sechs Einwohner pro Quadratkilometer als unbevölkert gilt? Ist die Vielfalt der Traditionen und Frömmigkeitsstile, der Gaben, Ressourcen, der Lebensräume nur anstrengend, oder kann sie auch eine Bereicherung sein?

Wir in der EKBO haben uns mit These 2 vorgenommen folgende Perspektive einzunehmen: Vielfalt ist Stärke! Und wir suchen bewusst nach verbindenden Konzepten:

Der Dorfkirchensommer in Brandenburg lädt die Berliner zu kulturellen Veranstaltungen in die Dorfkirchen ein. Prominente aus Berlin lassen sich als Vortragende dazu einladen. Richard von Weizsäcker zum Beispiel hat, so lange er es gesundheitlich konnte, Lesungen in Dorfkirchen gehalten. Das Gesamtprogramm der Brandenburgischen Sommerkirche ist ein kultureller Schatz und ein wichtiges touristisches Konzept.

Lassen Sie mich an dieser Stelle noch einmal auf die neue Studie „Freiraum und Innovationsdruck“ zurückkommen. Sie hat die vielen Ideen für ländliche Räume systematisiert und 12 Kategorien von Ideen, die immer wieder genannt werden, entwickelt. Eine Kategorie (Nr. 5) heißt: „Entwicklung eines touristischen Angebots“. In diese Kategorie passt unser Dorfkirchensommer in Brandenburg für die Berliner Ausflügler. Ein großer Erfolg! Dazu gibt es die Berliner, die sich am Ort ihres Wochenendhauses für die Dorfkirche einsetzen und zum Beispiel Predigtreihen mit bekannten Predigerinnen und Predigern organisieren, verbunden mit einem gemeinschaftsfördernden Kaffeetrinken im Kirchgarten zur Förderung der Dorfgemeinschaft.

Ein anderes Kooperationsmodell haben wir gerade für den Kirchentag 2017 in Berlin entwickelt: unser „Tandem-Konzept“. Berliner Gemeinden und Gemeinden aus der Fläche tun sich zusammen, um als Gastgeber am Abend der Begegnung gemeinsam aufzutreten. Dafür gibt es ein Internet Partner-Portal. Sozusagen „parship“: Alle 11 Minuten verliebt sich dort eine Berliner Gemeinde in eine Brandenburger Gemeinde – nein, das zwar nicht. Aber es funktioniert trotzdem: Partnerschaften finden sich. Gemeinden aus Berlin, die sich mit der Infrastruktur in Berlin auskennen, und Gemeinden aus der Fläche, die etwas einzubringen haben, arbeiten zusammen. So werden dann auch die Gurken aus dem Spreewald auf den Abend der Begegnung nach Berlin kommen.

Oder: Es gibt einen Beratungsprozess für die Entwicklung von Jugendarbeitskonzepten, der parallel und gemeinsam in einem Berliner Kirchenkreis und einem Brandenburger Kirchenkreis von unserem Amt für Kirchliche Dienste durchgeführt werden. So gibt es Anregungen und neue Erkenntnisse in der Begegnung mit dem anderen. Deshalb These 2: Vielfalt als Stärke erkennen!

Die dritte These weitet diese Grundhaltung der Offenheit für Vielfalt und Fremdheit auf die Gesellschaft aus: Können offen sein für Kooperationspartner im gesellschaftlichen Bereich? In Brandenburg ist es zum Teil enorm, wie es die Kirchengemeinden es nach dem Mauerfall geschafft haben, ihre Mentalität völlig zu verändern, aus der Nischenposition der DDR-Zeit herauszukommen und sich jetzt in die Dorfgemeinschaft einbringen, bei Festen, Feiern, Jubiläen, mit ihrer Dorfkirche als Kulturort, auch wenn die Christen nur 5 % der Bevölkerung stellen.

Und bei der Betreuung von relativ großen Flüchtlingszahlen, die in kleinen Orten untergebracht werden, sind unsere Gemeinden flächendeckend aktiv, gemeinsam mit Engagierten ganz anderer Weltanschauung.

Zu den Vereinen, die sich für die Erhaltung der Dorfkirchen einsetzen, gehören sehr viele Atheisten, die sich aber für die Dorfkirche als den Identifikationspunkt des Ortes stark machen: Und bei der Wiedereinweihung einer renovierten Dorfkirche höre ich dann das begeisterte Grußwort des bekennend-atheistischen Bürgermeisters, der „seine“ Kirche in den höchsten Tönen als Zentrum des Dorfes lobt. Die Dorfkirche wird zum Kulturzentrum des Dorfes. Deshalb bekommt man Zuschüsse für die Renovierung von Dorfkirchen in Brandenburg auch nur, wenn die Kirche sich als Kulturraum öffnet. Und das ist gut so.

Es gibt erstaunliche Projekte. In Malchow, nahe der polnischen Grenze, hat eine Gemeinde einen Musikpreis ausgeschrieben. Und einmal pro Jahr beteiligen sich alle Musikschulen im Umkreis von 150 Kilometer an diesem Wettbewerb. Auch aus Polen sind Musikschulen dabei. Ganz in diesem Sinne werden Kirchen als „Begegnungszentren für das Dorf“ in der Kategorie 6 der neuen Untersuchung „Freiraum und Innovationsdruck“ genannt.

Kirchliches Leben auf dem Lande an Veränderungen anzupassen, ist also zuerst eine Frage der Haltung: Kann ich mich auch innerlich auf die Veränderungen einlassen? Oder sage ich nur „noch“.

„Noch geht’s ja. So lange wie möglich wollen wir alles beim Alten lassen.“ Dann geht viel wertvolle Zeit verloren. Deshalb: „begabt leben – mutig verändern“ – auf die Haltung kommt es an.

2. Geistliches Leben auf dem Land

Der Gottesdienst ist und bleibt das Herz des kirchlichen Lebens. Es zeigt sich aber, dass die Pfarrerrinnen und Pfarrer durch die notwendigen Fusionen für immer mehr Dörfer mit ihren Dorfkirchen zuständig sind, manchmal für 10 bis 20 Kirchen. Das Verhältnis von Gemeindegliedern und Pfarrstellen hat sich in unserer Kirche seit 20 Jahre zwar kaum verändert (ca. 1680 Gemeindeglieder pro Pfarrstellen im Durchschnitt; in Berlin zum Teil bis über 3.000; in der Fläche oft nur 800). Aber die gleiche Zahl von Mitgliedern wohnt in den ländlichen Regionen jetzt, bedingt durch die demographische Entwicklung und durch Wegzug, zum Teil in der doppelten Zahl von Dörfern. Und in jedem Dorf steht eine mittelalterliche Kirche. Viele Pfarrerrinnen und Pfarrer reiben sich auf, weil sie den Erwartungen gerecht werden wollen, es aber nicht mehr können.

In These 4 hatten wir zunächst vor, eine sinnvolle Untergrenze für Gottesdienstbesuche festzulegen: Wenn dauerhaft weniger als 10 Gottesdienstbesucher kommen, solle über eine Veränderung nachgedacht werden. Aber sehr schnell wurde deutlich, dass die Zahl allein nicht Kriterium sein kann. Worauf es ankommt, ist, den Bedürfnissen entsprechend Formate zu finden: Kleine Andachten, die auch

ohne Begleitung von Ordinierten gefeiert werden können. Wir nennen diese Formate: „Gottesdiensterkerne“. Auch das ist eine generelle Tendenz in strukturschwachen Räumen: „Dezentrale Kirche ohne Pfarrer“ heißt die 2. Kategorie in der neuen Untersuchung. „Aktivitäten werden zunehmend ohne Hauptamtliche geplant“. Ein besonderes Problem ist die Kirchenmusik. Wir haben viele Dorfkirchen mit Orgeln, aber bei weitem nicht die Möglichkeiten, diese Orgeln in den Gottesdiensten von Organistinnen und Organisten spielen zu lassen. Soll aber das Lob Gottes nicht mehr im Gemeindegesang erklingen? Wir haben ein Konzept für die Ausbildung von ehrenamtlichen Vorsängern entwickelt, die in der Lage sind, ein Gesangbuchlied anzustimmen und den a-capella-Gesang zu leiten. Das halten wir für besser als den Gemeindegesang mit aufgezeichneter Musik zu begleiten. Eine Dorfkirche, in der auf diese Weise das geistliche Leben erhalten werden kann, und in der ab und an, und sei es auch nur wenige Male pro Jahr zu einem der herausragenden Feiertage oder zu einem besonderen Anlass Gottesdienste mit einem oder einer Ordinierten gefeiert wird und die auch das Kulturzentrum des Dorfes ist, behält ihre Bedeutung als Zeugin für den christlichen Glauben. Das sage ich jeder Dorfgemeinde, die glaubt, das was sie leistet sei defizitär. Nein: Es ist eine gute und bewundernswerte Leistung, wenn es zehn Gemeindegliedern in einem Dorf gelingt, ihre Kirche auf diese Weise als lebendiges Zeugnis des Glaubens zu gestalten. Das größte Problem ist es, wenn defizitär gedacht wird!

Es gibt allerdings auch bereits Kirchen, in denen gar kein Gottesdienst mehr angeboten werden kann. Sie abzugeben, zu verkaufen, einer anderen Nutzung zuzuführen, wie etwa als Sparkasse zu verwenden – wie ich es einmal gesehen habe – das halte ich für den schlechtesten Weg.

Überhaupt haben wir in unserer Kirche nur sehr wenige Kirchen, die Zahl liegt unter 20, in den letzten Jahrzehnten überhaupt abgegeben. Und in den meisten Fällen an andere christliche Denominationen oder an die jüdische Gemeinde, wie in Cottbus. Es wird in der Öffentlichkeit oft so getan, als stünde eine große Umnutzung von Kirchen an. Und Architekten zeigen großes Interesse, Umnutzungen ästhetisch zu planen. Das ist aber weder unser Ziel, noch eine Notwendigkeit. Wir versuchen, die Kirchen in den Städten, die nicht mehr benötigt werden, etwa Gemeindehäuser der 1970er Jahre, für diakonische Projekte mit zu nutzen und Dorfkirchen, die nicht mehr genutzt werden, zumindest diejenige Pflege zukommen zu lassen, die notwendig ist, damit die Bausubstanz erhalten bleibt. Spätere Generationen sollen sie vielleicht wieder nutzen können. Wir nennen sie: „Kirchen im Wartestand“.

3. Kirche als gesellschaftlicher Player

Eine besondere Herausforderung für die Kirche in ländlichen Regionen ist die Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie. In der sechsten These habe wir mit unserem Diakonische Werk gemeinsam sehr deutlich die Zielvorstellung definiert: Kirche und Diakonie sollen als ein starkes Team zusammenfinden. Unsere Rolle in der Gesellschaft wird wesentlich davon abhängen, ob wir es schaffen, zusam-

menzuarbeiten, oder ob wir uns schleichend auseinanderleben, wie ein Ehepaar, das sich immer weniger zu sagen hat und immer weniger gemeinsame Berührungspunkte im Leben entdeckt.

Wir haben Gespräche auf Kirchenkreisebene initiiert, zu denen wir Mitarbeitende von diakonischen Trägern und haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende aus den Gemeinden eingeladen haben. Und wir haben entdeckt, wie sehr die Lebenswelten sich unterscheiden, und wie wenig voneinander gewusst wird. Schnittstellen gemeinsamer Aufgabenbereiche haben wir in der Erwachsenenbildung entdeckt: unsere Diakonischen Träger bieten Fortbildung an für die Mitarbeitenden, die nicht christlich sozialisiert sind; unsere Gemeinden „Erwachsen Glauben“-Seminare. Hier kann noch sehr viel mehr gemeinsam unternommen werden.

Die Zusammenarbeit auf dem Land kann und soll aber nicht auf die beiden Partner Diakonie und Gemeinde beschränkt bleiben. Die Politik des Landes Brandenburg hat jetzt die Frage nach der Zukunft der Daseinsvorsorge auf dem Land gestellt. Die Enquetekommission trägt den Titel: „Zukunft der ländlichen Regionen für dem Hintergrund des demografischen Wandels“. Die Fragestellung lautet: Welche Rahmenbedingungen sind notwendig, um die öffentliche Daseinsvorsorge zukünftig zu gewährleisten? Wir bringen uns jetzt schon politisch ein, und wir planen eine Untersuchung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD. Erforscht werden sollen die Möglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen öffentlicher Daseinsvorsorge des Landes und der freien Träger. Wo die Ressourcen insgesamt knapper werden, muss es gelingen, die Zusammenarbeit aller gesellschaftlichen Kräfte besser aufeinander abzustimmen. Und wir brauchen dabei unser Licht nicht unter den Scheffel zu stellen: Das institutionelle Netz unserer evangelischen Kirche, ist in strukturschwachen Gebieten vielfach das solideste soziale Netz, das vorhanden ist. Kategorie 7 der neuen Studie benennt das so: „Kirche als gesellschaftlicher Player“ (93). „Kirche nimmt ... ihre Rolle als einer der wenigen letzten institutionellen Akteure bewusst an.... sie ‚kehrt in die Mitte der Gesellschaft zurück‘“ (93).

4. Ohne Kommunikation läuft nichts

Hinter der Aussage der These 7 steht die Erkenntnis des Konsultationsprozesses, dass die Kommunikation innerhalb unserer Kirche stark zu wünschen übrig lässt. In der Weite der Kirche ist viel zu wenig bekannt, welche Initiativen, Unterstützungsmöglichkeiten, Kompetenzzentren wir als Landeskirche vorhalten und die auch abgerufen werden können – bis in die hinterste Region. Dies ist auch kein Wunder. Wir haben nicht die finanziellen Möglichkeiten, ein Mitarbeitendenmagazin zu gestalten oder gar ein Mitgliedermagazin. Das einzige landeskirchliche Organ, das wir haben, ist die Kirchengebetspresse, die aber mit ihrer Auflage weniger als 1% der Mitglieder erreicht. Wo liegt die Zukunft der Kommunikation für die strukturschwachen Räume? Wie kann verhindert werden, dass

sich ganze Räume und Regionen der Kirche abgeschnitten fühlen von wesentlichen Informationen? Die Zukunft liegt meiner Auffassung nach ganz klar in der intelligenten Nutzung der Informationstechnologie. So ungewohnt dies noch zu sein scheint, und so sehr wir dringend darauf warten, dass die Regierungsprogramme umgesetzt werden, die auch für Brandenburg einen flächendeckenden Anschluss ans schnelle Internet versprechen, so sehr bereiten wir uns jetzt schon darauf vor, das Intranet zu optimieren. Wir werden uns auf Dauer in den oft mehrfach fusionierten, flächenmäßig sehr großen Kirchenkreisen nicht leisten können, alle für die übergemeindliche Zusammenarbeit notwendigen Abstimmungsprozesse in gemeinsamen Sitzungen zu verhandeln, die langen Fahrzeiten sind weder finanziell, noch ökologisch, noch von den Arbeitszeitressourcen zu verantworten. Wir werden die Kostbarkeit der ganzheitlichen Kommunikation *face to face* als besonderes Geschenk wertschätzen lernen müssen. Und das heißt: Die wertvolle Zeit, in der wir uns versammeln, muss von all dem befreit werden, was auch anders kommuniziert werden kann. Routinemäßige Dienstbesprechungen können auch über Videokonferenzen abgehalten werden, dies ist in vielen Bereichen heute bereits Standard. Praktische Absprachen können mit intelligenten Programmen unterstützt werden. Persönliche Treffen sollten der Pflege von Gemeinschaft, der Pflege geistlichen Lebens, der Seelsorge, der Feier dienen und der Verhandlung von schwierigen Fragen, die einer intensiven Diskussion bedürfen. Wir müssen in Zukunft sensibler und differenzierter überlegen, welche Kommunikationsform für welche Inhalte notwendig sind. Dass dies kein Schreckgespenst der Zukunft ist, habe ich schon vor Jahren von einer Delegation der finnischen Kirche gehört. Bei den dortigen Entfernungen ist internetbasierte Kommunikation etwas Selbstverständliches. Bei uns wird es kommen und kommen müssen.

5. Überforderung vermeiden

Sie alle kennen das Problem der Überforderung. Wer ein für die Nöte der Zeit sensibler Christenmensch ist, der sieht heute einen steigenden Bedarf an sozialem Engagement, an Bildungsengagement, an missionarischem Engagement, an gesellschaftspolischem Engagement und vieles mehr. Und gleichzeitig wissen wir, dass unsere Ressourcen nicht mithalten. Gerade die Engagiertesten in den ländlichen Räumen leiden darunter am meisten und stehen in der Gefahr sich und andere zu überfordern. In These 9 haben wir dies offen angesprochen. Und das wurde in unserer Kirche als befreiend erlebt. Und was ist die Konsequenz? Eine erneuerte Dienstgemeinschaft, in der in einem guten Gemeinschaftsgeist Prioritäten mit Zielvorstellungen abgesprochen werden und die dann notwendigen Posterioritäten gemeinsam durchgehalten werden, also im Klartext: Das, was wir dann nicht mehr machen können, aufgeben müssen, schmerzlich beenden müssen... ohne wechselseitig Vorwürfe aushalten und gegenüber der kirchlichen und gesellschaftlichen Öffentlichkeit durchhalten. Wir nennen das eine „Kultur der Verabredung“.

III. Drei grundlegende Strukturveränderungen

Welches Bild eines zukünftigen kirchlichen Lebens in ländlichen Räumen entsteht nun vor unseren Augen? In These 10 haben wir dieses Bild knapp skizziert: Wir bleiben dann eine gesellschaftlich relevante Kirche, wenn wir ein Konzept regionaler Vernetzung gestalten:

„Wir wollen uns als Gemeinden untereinander und darüber hinaus mit den diakonischen Trägern regional absprechen, uns mit ökumenischen und anderen Partnern in der Zivilgesellschaft vernetzen und unser gesellschaftliches Engagement zielorientiert vereinbaren.“

Für das kirchliche Leben auf dem Land zeichnen sich dabei sehr klar drei grundlegende Strukturveränderungen ab.

1. Die erste Strukturveränderung: Die mittlere Ebene als Mittler-Ebene

Als erstes wird deutlich, dass die sogenannte Mittlere Ebene in Zukunft an Bedeutung gewinnen wird. Denn wer kann die regionale Koordinierungsarbeit am besten moderieren? Es sind die kreiskirchlichen Strukturen oder Dekanatsstrukturen. Eminent wichtig ist es, dass diese Aufgabe als eine geistliche Aufgabe ernst genommen wird. Solange die Vorstellung gepflegt wird, das eigentliche kirchliche Leben findet nur in der Ortsgemeinde statt, alle übergeordneten Strukturen sind reine Verwaltungsstrukturen, ohne geistliche Qualität, ohne eigentliche ekklesiale Würde, also ohne echtes Kirche-Sein, solange ist es schwer, regionale Zusammenarbeit wirklich kreativ und mit Freude zu gestalten. Das paulinische Bild von dem einen Leib und den vielen Gliedern verweist demgegenüber auf die geistliche Qualität der Aufgabe, Gemeinschaft zu vermitteln und zu gestalten. Die Mittlere Ebene wird zur Mittler-Ebene. Das bedeutet aber auch, dass besondere geistliche Erlebnisse auf dieser Ebene gestaltet werden müssen: Das sind bei uns zum Beispiel Tauffeste für einen ganzen Kirchenkreis, ein großer Dankeschöntag für Ehrenamtliche, Kreiskirchentage und anderes mehr. Die neue Untersuchung benennt das mit der Kategorie (Nr. 8): „Zentrale Events für die Region“, oder mit dem soziologischen Fachbegriff „zeitlich begrenzte Verdichtungen“ in Regionen mit fehlender Verdichtung.

Die Mittler-Ebene ist der Koordinator für notwendige Veränderungen. Wir erleben es in unserer Kirche, wie gut es ist, wenn – aktiv geleitet durch die mittlere Ebene – Veränderungsprozesse moderiert werden. Der Kirchenkreis Oderland-Spree ist bei uns vor gut einem Jahr entstanden, fusioniert aus drei Kirchenkreisen an der polnischen Grenze. Sehr frühzeitig wurde diese Dreierhochzeit geplant. Für jeden kirchlichen Arbeitsbereich: Jugendarbeit, Diakonie, Kirchenmusik, Konfirmandenarbeit, Erwachsenenbildung, Partnerschaftsarbeit usw. wurden gemeinsam die Konzepte der Zukunft erarbeitet. Mit großer Einmütigkeit wurden dann die synodalen Entscheidungen und die Fusion herbeigeführt. Ein anderer Kirchenkreis hat ein mutiges Konzept realisiert und alle hauptamtlichen Stel-

len, inklusive der Pfarrstellen, in kirchenkreisliche Trägerschaft übernommen und funktional differenziert.

Das Bewusstsein, gemeinsam zukunftsfähige Strukturen geschaffen zu haben, ist ein sehr beglückendes Gefühl. Und immer wieder höre ich, wie die konzeptionelle Klarheit geschätzt wird und – wenn es gut geht – deshalb auch nicht den alten Zeiten nachgetrauert wird, sondern die größere Gemeinschaft als Bereicherung empfunden wird, die das Kleinerwerden gut verkraften hilft. Ein solcher Prozess braucht seine Zeit. Beim Kirchenkreis Oderland-Spree waren es zehn intensive Jahre der Vorbereitung der Fusion.

2. Die zweite Strukturveränderung: Die Region als neue Größe

Innerhalb eines Großkirchenkreises entstehen dann nicht nur Konzepte für die besonderen Aufgabenbereiche, sondern auch territoriale Regionen. Allein diese zu entwerfen ist ein kreativer Prozess: Welche geschichtlichen, geografischen, mentalitätsmäßigen, verkehrstechnischen Vorgaben gibt es, um sinnvolle Einheiten zu schaffen, mit denen sich die Gemeindeglieder auch identifizieren können. Diese ortsnahe Identifizierung ist wichtig, weil soziologisch zurzeit zwei gegenläufige Tendenzen sichtbar werden: der Verlust der Bedeutung kleiner Dörfer bei gleichzeitigem Bedürfnis nach Lokalität, Überschaubarkeit, regionaler Identität. Die neue Untersuchung hat dies generell beobachtet und als Kategorie formuliert (Nr. 11): „Bezug auf Dorfmentalität und Lokalgeschichte“.

Innerhalb einer Region gilt es deshalb, die Zusammenarbeit so zu gestalten, dass Aufgaben identifiziert, Ressourcen analysiert und übergemeindliche Konzepte vereinbart werden, damit regionale Vernetzung und Nähe zur Dorfgemeinschaft und ihrer Identität Hand in Hand gehen. Dazu sind rechtliche Ordnungen notwendig, die es ermöglichen, neue Erfahrungen zu machen. In diesem Sinne gibt es seit einigen Jahren in der EKBO ein Gesamtkirchengemeindegesezt. Es ermöglicht, dass Gemeinden, die bisher noch Vorbehalte gegenüber notwendigen Fusionen gehabt haben, (weil sie glaubten, dann die Identität der Gemeinde vor Ort zu verlieren) sich zu einer Gesamtkirchengemeinde zusammenschließen, aber gleichzeitig vor Ort ihre Identität als Ortskirche bewahren. Die kleine Gemeinde vor Ort ist eingebettet in die Gesamtkirchengemeinde. In dieser Ortskirche können weiterhin Älteste gewählt werden. Die Ortskirche ist dann ein Wahlbezirk innerhalb der Gesamtkirchengemeinde. Alle Ältesten aus den kleinen Gemeinden bilden gemeinsam den Gesamtkirchengemeinderat. Die Ortskirchenräte haben Kompetenzen: Sie gestalten das Gemeindeleben, verfügen über die Nutzung der Kirchengebäude und können, wenn die Satzung es vorsieht, über die ihnen zustehenden Finanzen selbständig entscheiden.

3. Die dritte Strukturveränderung: Neudefinition der Parochialität

Noch einen Schritt weiter geht ein Konzept, das in der Mecklenburgischen Kirche entstanden ist und ähnlich auch in der Evangelischen Kirche Mitteldeutschlands. Es ist das Konzept der sogenannten „Gemeinden der Nähe“. Dieses Konzept ist insofern noch radikaler, als es die Realität ernst nimmt, dass in manchen ländlichen Regionen grundsätzlich nicht mehr flächendeckend Gemeindearbeit angeboten werden kann. Das Parochialprinzip bezieht sich nur noch darauf, dass ein Pfarramt für die Seelsorge und die Kasualien zuständig ist. Pfarrfrauen und Pfarrer werden von der Aufgabe befreit, Gemeindeaufbau in der Fläche zu betreiben. Gemeindeaufbau wird nur noch schwerpunktmäßig gestaltet. Gottesdienste finden nur noch statt, wo Gemeindeglieder dies dezidiert wünschen und dafür selbst Verantwortung übernehmen. „Gemeinden der Nähe“ sind dann solche Gemeinden, die sich entweder funktional (also durch Übernahme einer bestimmten Aufgabe) oder lokal gründen, das heißt dort, wo Christinnen und Christen aktiv Verantwortung übernehmen. Diese „Gemeinden der Nähe“ leisten selbständig ihre Arbeit und werden durch die Pfarrfrauen und Pfarrer lediglich begleitet. In Erprobungsregionen in Mecklenburg wird derzeit ausprobiert, welche rechtlichen Veränderungen dazu notwendig sind.

Ein solcher Abschied von der klassischen Parochie mit möglichst flächendeckendem Gemeindeaufbau ist sicherlich schmerzlich. Aber befreiend und entlastend, weil ehrlich – zumindest in solchen Regionen, wo es faktisch schon so ist, aber nie klar benannt und kommuniziert wird. Befreit von einem nicht leistbaren Aufgabendruck kann dann neue Kreativität entfaltet werden.

Ich komme zum Schluss.

Vielleicht hat mein Vortrag bei Ihnen nun bewirkt, dass Sie sagen: „Wie gut, dass wir nicht in Brandenburg, in Mecklenburg oder Sachsen-Anhalt leben! Wie gut dass bei uns doch die Volkskirche im herkömmlichen Sinne noch vielfach intakt ist!“ Ich glaube aber nicht, dass diese Fragen wirklich reine Ost-West-Fragen sind. Auch in meiner Kirche gibt es eine große Ungleichzeitigkeit: Wir haben Gemeinden, die sind noch in traditionellem Sinne sehr volkshochkirchlich: Große Konfirmandenzahlen, ein Team von hauptamtlich Mitarbeitenden von der Kirchenmusik bis zur Jugendarbeit. Aber gleichzeitig gibt es die strukturschwachen Regionen, die in einer extremen Diasporasituation leben und dazu sehr stark unter dem demografischen Wandel und unter dem Wegzug der jungen Bevölkerung leiden und ehrlicherweise die alten Kirchenbilder aufgeben müssen. Manchen fällt es dann trotzdem schwer, die notwendigen Veränderungen einzuleiten. Die Sorge ist zu groß, Selbständigkeit zu verlieren. Andere aber gehen schon sehr frühzeitig verantwortungsbewusst die Aufgaben an, weil sie sehen, dass sie an die nächste Generation denken müssen. Letztlich sind es die vielen guten, gelungenen und mutmachenden Beispiele von Reformen, die sich herumsprechen und die dann motivieren, die notwendigen Herausforderungen zu bewältigen.

Vielleicht haben Sie gespürt, dass ich in den gesamten Veränderungsprozessen letztlich eine geistliche Aufgabe sehe: Wo wir von der österlichen Hoffnung her leben, wo wir die Zukunft nicht nur als die Hochrechnung aktueller Trends, sondern auch als Advent sehen, wie es der jetzt 90 Jahre alt gewordene Jürgen Moltmann in seiner „Theologie der Hoffnung“ beschrieben hat, wo wir also die Zukunft auch als die immer neue Ankunft Gottes in unsere Lebenswelt erwarten, mit neuen Möglichkeiten und Chancen, da kann ein Geist der Gemeinschaft entstehen, der uns Freude schenkt, auch dann wenn die Zahlen der Mitglieder und die Ressourcen kleiner werden, doch eine lebendige, kreative, gesellschaftlich aktive Kirche zu gestalten – auch in ländlichen, strukturschwachen Regionen.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit!